

Julia Malye
La Louisiane

R O M A N

*Aus dem Französischen von
Sina de Malafosse*

GUTKIND



Im Jahr 1720 verlässt ein Schiff mit dem Namen *La Baleine* Frankreich. An Bord sind Frauen, die im Pariser Hospital La Salpêtrière entweder aufgewachsen sind oder eingesperrt waren. Sie werden zu einem Zeitpunkt nach Louisiane verschifft, da die Siedler dort händeringend nach Ehefrauen suchen. 1721 treffen sie in dem Gebiet ein, das auch als »Mississippi« bekannt ist. Dieser Roman hat sich von ihrer Geschichte inspirieren lassen und ist eine Hommage an all jene Frauen, die sowohl in Frankreich als auch in den Vereinigten Staaten zu lange vergessen waren.



Bei ihrer Ankunft in Louisiane sind sie geblendet. Die Sonne über Biloxi ist erstaunlich gleißend für einen Januar-nachmittag. Die Frauen kneifen im Winterlicht die Augen zusammen, und kurz darauf tauchen der weiße Strand und eine wartende Menschenmenge vor ihnen auf, sonnenverbrannte, ausgemergelte Männer, die sich auf die Zehenspitzen stellen. Die Frauen sitzen gedrängt in den Einbäumen. Die Sohlen ihrer Schuhe sind so abgewetzt, dass sie die Unebenheiten des Holzbodens spüren. Als die Matrosen ein paar Meter vom Ufer entfernt zu rudern aufhören, versuchen manche von ihnen aufzustehen. Unter ihrem Gewicht geraten die Einbäume ins Schwanken, die feuchte Luft hängt ihnen im Hals wie durchgeweichtes Brot.

Zum ersten Mal seit drei Monaten können sie wieder den Sand erkennen, der während ihrer Fahrt über den Atlantik vom Wasser verborgen war, den Grund des Ozeans, den sie zuletzt flüchtig an dem Morgen sahen, als sie an Bord der *Baleine* gingen. Niemand hat ihnen mitgeteilt, wo sie am Abend übernachten, wann sie verlobt sein würden. Man sagt Frauen nicht alles.

Einige beugen sich über das Dollbord. Felsen, Muschel-schalen, Fische – ihre Schuppen schillernd, ihre Bewegungen lebhaft, in ihren Augen ein silbriger Glanz. Als ein

Schrei ertönt, werden die Passagierinnen in den Booten unruhig. Eine junge Frau fällt mit einem dumpfen Platzen ins Meer. Der Einbaum schaukelt gefährlich, aber kentert nicht, Hände werden nach der Frau ausgestreckt. Ihr dunkles Kleid zerfließt unter Wasser wie Tinte. Auf einmal hört sie auf zu strampeln. Im Widerspruch zu allem, was sie über die Fluten, über die sie hergesegelt sind, zu wissen glaubten, geht die junge Frau nicht unter. Sie kann stehen. Sie schauen zu, wie sie sich aufrichtet, den Rücken streckt, den Körper spannt, wie ihr schneller Atem über die Wasseroberfläche streift und ihr Gesicht sich dem Strand zuwendet, wo sich das Raunen der Männer und das Rauschen der Meeresbrandung vermischen. Ihre Gefährtinnen folgen ihrem Blick mit bangen, begeisterten, beunruhigten Mienen. Die junge Frau versucht nicht, wieder in den Einbaum zu klettern. Sie geht auf das Ufer zu. Ihr nasses Haar hat sich wie eine schwarze Haube über ihre Schläfen gelegt.

Die Frauen tun das Einzige, was ihnen bleibt – sie greifen nach der nächstbesten Hand und springen.

I

MARGUERITE

Paris, März 1720

Marguerite muss eine Liste erstellen. Sie faltet den Brief des Generaladvokaten wieder zusammen, zwingt ihr steifes Bein in eine angenehmere Position. Nach dem Regen der letzten Tage strahlt der Schmerz von den Zehen in ihren Oberschenkel, treibt Blüten bis in ihre Fingergelenke. Um diese Zeit haben die Mädchen die Nähstuben verlassen, die Stimmen sind nach den letzten Psalmen verstummt, die zuständigen Schwestern, die *Sœurs officières*, haben ihr die jüngste Liste der Insassinnen übergeben. Die Werkstätten sind verschlossen, und die Handwerker haben sich in ihre Wohnungen zurückgezogen. Nicht einmal die Gefangenen in den *Loges aux Folles* sind noch zu hören. Marguerite nimmt ihre Haube ab. Nach Sonnenuntergang sollte sie nicht mehr im Büro sein, sondern in ihrem Garten, unter dem blühenden Mimosenbaum, dessen üppige Blütenbüschel sie an die Perücken mancher Männer erinnern. Dort, inmitten der Gänseblümchen und Affodill-Rispen, gelingt es ihr, den Geruch der Salpêtrière zu vergessen.

Sie schlägt eine fast leere Akte auf. Ihre Hände sind ungeschickt geworden, zittern oft unvermittelt, und die Vorjahresliste rutscht beinahe unter den Sekretär. Vor nun fast eineinhalb Jahren hat sie begonnen, die Frauen auszusuchen, die nach Mississippi geschickt werden. Ihre erste

Auswahl hat beim Generaladvokaten Anklang gefunden; in seinem Schreiben teilt Maître Joly de Fleury ihr nun mit, dass der Gouverneur von Louisiane persönlich weitere Ehefrauen für die Kolonie anfordert. Marguerite rückt die Kerze näher an das Blatt. Heute Abend weiß sie nicht, wo sie anfangen soll.

Letzten Winter lagen die Dinge anders. Die Idee, Gefangene nach Mississippi zu verlegen, stammt von ihr. Sie hatte die Freiheit, die idealen Kandidatinnen zu selektieren. In der Salpêtrière gab es nicht mehr genügend Betten für diejenigen, die wirklich einen Zufluchtsort brauchten. Die Schlafsäle waren mit Mädchen belegt, die sich nie ändern würden. Sie hatte nur entscheiden müssen, welche sie als Erste loswerden wollte – Giftmischerinnen, Unkeusche, Rebellen oder Hexen.

Ja, diese erste Liste enthielt jede Sorte Gefangene. Unter den zweihundertneun Insassinnen, die im vergangenen Jahr ausgewählt wurden, war eine, an die sie sich besonders gut erinnern kann, die Fantastikerin, die ihre Zeit im Frauengefängnis damit zubrachte, widerwärtige Beleidigungen gegen den König herauszubrüllen. Aber nun war es vorbei mit den Mädchen, die im Gefängnis, in *La Grande Force*, eingesperrt waren. Maître Joly hatte es unmissverständlich gesagt: Gouverneur Bienville will keine ehemaligen Gefangenen mehr, sondern fordert etwa neunzig zukünftige Mütter. Fruchtbare, fähige, unauffällige Frauen. Für Marguerite ist das gleichbedeutend mit den reumütigen Insassinnen des Erziehungsheims, der *Maison de Correction*, oder den Mädchen aus dem Waisenhaus der Salpêtrière, der *Maison Saint-Louis*. Augenblicklich sieht sie vor sich, wie sich Charlotte Couturière, das rothaarige Waisenmädchen, mit zwölf Jahren nach Louisiane

einschiff, diese fremde und barbarische Gegend, die mehr Angst als Bewunderung in ihr auslöst. Nein, nicht Charlotte. Das Mädchen wird in der Salpêtrière bleiben, in Sicherheit; in ein paar Jahren könnte sie hier eine *Sœur officière* werden. Mississippi braucht starke Frauen.

Sie rührt mit ihrer Feder im Tintenfass. Die Fantastikerin hatte eine Schwester, die jünger und noch nicht verstorben war. Marguerite versucht sich an ihren Vornamen zu erinnern, doch nur bei ihrem Nachnamen ist sie sich sicher. Unter der Überschrift »Passagiere von La *Baleine*« schreibt sie: »1) Étienne (oder Antoinette?) Janson – zwischen 15 und 17 Jahre alt.«

Nur noch neunundachtzig Namen. Marguerite lehnt sich in ihrem Stuhl zurück, und der Schmerz galoppiert von ihrem Fuß in den Hals. Die Tinte in ihrem Porzellantöpfchen erinnert sich an die mit der Feder gezogenen Kreise.

»Madame?«

Kurz darauf meldet sich die klagende Stimme der Frau hinter der Tür noch einmal. Schwester Bailly weiß, dass sie nach dem Komplet, dem Nachtgebet, nichts mehr hier zu suchen hat.

»Was ist?«

Die Holztür ächzt, als ihre neue Gehilfin in den Raum tritt. Ihre Bewegungen spiegeln ihre Art zu denken wider – plump, langsam, zaghaft.

»Was wollen Sie?«

»Die Aufseherin der *Grande Force* hat neue Fälle von Rattenbissen gemeldet.«

Die Angst in ihren Augen bringt Marguerite zur Verzweiflung. Einmal mehr kommt ihre Assistentin nicht allein zurecht.

»Erzählen Sie mir etwas, was ich noch nicht weiß, Schwester Bailly.«

»Die Demenzkranke. Émilie Le Néant.«

Marguerite berührt ihr schlechtes Bein mit den Fingerspitzen.

»Haben Sie die Wachen schon gerufen? Wo ist die *Sœur officière*?«

»Sie haben es versucht, doch vergeblich. Sie will sich einfach nicht beruhigen.«

Natürlich. Nicht einmal die Gerte hat bei Le Néant geholfen. Einen Monat zuvor hat Marguerite veranlasst, dass sie von jedem Sakrament ausgeschlossen wird – von einer Frau, die sich damit brüstet, sich seit zehn Jahren nicht mehr bekreuzigt zu haben, ist nicht mehr viel zu erwarten.

»Die anderen Gefangenen werden unruhig.«

Marguerite stützt sich auf ihren Sekretär, um aufzustehen. Sie kommen ohne sie nicht zurecht. Dieser Gedanke kommt ihr in letzter Zeit öfters und mit ihm ein Gefühl von Stolz, von Erleichterung. Dann folgen Erschöpfung und Sorge.

»Beeilen wir uns.«

Sie können sich nicht beeilen. Marguerite gibt ihr Bestes, um den Cour Lassay raschen Schrittes zu durchqueren, aber vor dem Sainte-Claire-Heim müssen sie anhalten. Die Nacht ist hereingebrochen, die Dunkelheit verschluckt die letzten Arbeiter, die nach Hause eilen, die Schwestern versichern sich, dass die Armen gut schlafen und genügend Wasser für die Nacht haben. Schwester Bailly betrachtet die Saint-Louis-Kirche, als würde sie ihre vier Kapellen erst jetzt bemerken. Marguerite wartet an die Mauer gelehnt, bis der Schmerz abklingt, bevor sie weitergeht.

Sie nehmen die Abkürzung durch das Gebäude der *Vieilles Femmes*, und Marguerite schaut beim Gehen starr geradeaus, bis sie in den Innenhof von Sainte-Claire gelangen. Weitere Pflastersteine, kleine Fallen für ihre Stockspitze. Die Salpêtrière, ihre Stadt, erscheint ihr heute Abend riesig. In den Gebäuden zu ihrer Rechten, Saint-Augustin und Saint-Jacques, ist es still – nur ein einziges Fenster in der Werkstatt der *Jeunes Filles* ist erleuchtet. Plötzlich zerreißt gleich neben dem Gefängnis ein lautes Lachen die Nacht. Als sie in die Straße des *Corps-des-Gardes* kommen, hören sie noch andere Geräusche: das Weinen aus den Schlafräumen der kleinen Jungen, das Grunzen aus dem Schweinegehege, die Beschimpfungen aus dem Gebäude der Bogenschützen. Links von ihnen ragt das Gefängnis *La Grande Force* in die Nacht. Diesem Viertel haftet etwas Verruchtes an, das Marguerite immer nahegeht. Wenn sie mit dem Bau der Salpêtrière betraut gewesen wäre, hätte sie die Zellen der Frauen am anderen Ende der Stadt errichtet, wo sich zurzeit die Küchen und der Cour des Chèvres befinden. Sie hätte die Wahnsinnigen lieber am Rand des Hospitals gewusst.

»Hier entlang!«, ruft Schwester Elautin ihnen von der Schwelle des Gefängnisses zu.

Beim Erscheinen der Aufseherin der *Grande Force* senken die Wächter die Stimmen. Ihr Lachen verstummt vollständig, als sich die Tür hinter den Frauen schließt. In dem feuchten Gang steigt Marguerite ein abgestandener, kalter und widerlicher Geruch in die Nase.

»Ich habe Schwester Bailly mehrfach gesagt, dass Sie nicht gestört werden sollen«, sagt Schwester Elautin.

»Sie hat so laut gebrüllt, dass man sie auf dem Friedhof hören konnte«, rechtfertigt sich Schwester Bailly.

»Es ist höchste Zeit, dass Sie lernen, welcher Wind in dieser Einrichtung weht«, entgegnet Schwester Elautin.

»Das ist nun nicht von Belang. Erzählen Sie mir, was geschehen ist«, geht Marguerite dazwischen.

Im oberen Stockwerk ruft jemand nach Wein, Pierre oder Jean, dann nach Hilfe. Die Aufseherin verschränkt die Arme.

»Eine der Gefangenen hat sie beruhigt.«

»Jemand hat Le Néants Zelle betreten?«, fragt Schwester Bailly.

Marguerite wirft ihr einen verärgerten Blick zu.

»Natürlich nicht«, antwortet Schwester Elautin. »Wenn es so gewesen wäre, hätten Sie einen guten Grund, unsere Superiorin zu stören.«

»Wer hat sie beruhigt?«

Die Kerze erhellt nur einen Teil des Gesichts der Aufseherin, und ihr flaches Profil erinnert Marguerite an die Köpfe von geschichteten Karpfen in einer Kiste.

»Eine gewisse Geneviève Menu.«

Für gewöhnlich gelingt es Marguerite ganz gut, jeden Gedanken an ihre Schwester zu vermeiden. Doch es war Lucie, die Geneviève Menu vor zwei Monaten hat festnehmen lassen und sie vor der Sündhaftigkeit ihrer ehemaligen Wäscherin gewarnt hat. Bei der Gelegenheit hat ihre Schwester es nicht ausgelassen, Marguerite an ihre guten Verbindungen zu mächtigen Männern zu erinnern: Bevor Lucies Sohn dem Beispiel seines Vaters gefolgt und neuer Polizeichef geworden war, kümmerte sich niemand darum, Marguerites Entscheidungen zu überwachen. Sie konnte unbehelligt die Frauen ihrer Wahl deportieren. Inzwischen trägt der Mann an der Spitze der zuständigen

Behörde erneut den Namen ihrer Schwester, d'Argenson, eine Familie von Grafen und Marquis.

»Gehen wir«, erklärt Marguerite, und als sie ihren Gehstock Richtung Zellen schwenkt, verfehlt sie nur knapp Schwester Elautins Kleid. Der Gedanke an Lucie irritiert sie.

Die beiden anderen Frauen folgen der Aufforderung schweigend. Sie gehen durch die leeren Vorräume; die fensterlosen Mauern führen in enge Innenhöfe mit Außenzellen, in denen der Himmel nur noch ein schmales Rechteck ist. Marguerite sucht in ihrem Gedächtnis, was sie über Geneviève Menu weiß. Als sie in der Salpêtrière begann, hatte Marguerite sich Hunderte von Namen und Gesichtern merken können. Sie erinnert sich noch an die der Gefangenen, die vor dreißig Jahren in der *Loges aux Folles* eingesperrt waren, an die Gesichter der jungen Protestantinnen, die ihr 1700 nach deren vereitelter Flucht nach England anvertraut wurden. Sie sieht die Augen von Charlotte vor sich, damals acht oder neun Monate alt, wie sie erst in ihr Gesicht und dann in das der Zuständigen des Waisenhauses blickte, an einem eiskalten Januarabend im Jahr 1709. Aber heute ist Marguerite nicht in der Lage, sich genau zu erinnern, was Menu angelastet wird.

Die Aufseherin bleibt stehen, im Gang hallt das Klirren ihres Schlüsselbunds wider. Schwester Bailly und ein Wärter helfen ihr beim Öffnen der Tür.

»Le Néant ist in Isolationshaft, ganz hinten.«

Marguerite hält sich die Nase zu. Es ist die Zeit im Monat, in der die Schlafsäle nach Metall und feuchter Haut riechen. Wie jeden Winter hält das Abwassersystem, das entlang der Ostmauer der Salpêtrière verläuft, nicht mehr

stand, sobald das schlackige Wasser der Seine an Fahrt aufnimmt. Im Gefängnis hat sich ein Geruch festgesetzt, der hartnäckig ist wie getrockneter Schlamm, wie Vogelkot – ein Gestank, der, das weiß Marguerite, durch den Stoff ihres Kleides dringen und bis unter ihre Haube kriechen wird. In der Dunkelheit hört sie, wie Körper das Stroh verschieben, ein dumpfes Schluchzen, ein belegtes Husten, aber nicht das Brüllen, mit dem sie gerechnet hat. An der vorletzten Tür bleibt sie stehen.

Zunächst bemerkt sie nichts Außergewöhnliches. Der Schein ihrer Kerze fällt in die erste Zelle, wirft gelbe Flecken auf den Stein. Durch die Luke weht die kühle Nachtluft, löst für einen Moment die widerwärtigen Ausdünstungen des Gefängnisses auf. Dann hört sie es: ein monotones, unablässiges Klopfen. Marguerite kennt dieses Geräusch gut – in der Krippe hat sie mehr als ein Kleinkind dabei beobachtet, wie es seinen Kopf gegen sein Körbchen schlug, um sich mit kleinen Stößen in den Schlaf zu wiegen, Stöße, die das Streicheln einer Mutter hätten sein sollen. Le Néant liegt reglos da und schläft. Ihre Knöchel erscheinen dünner an der Stelle, wo die Ketten liegen, die Haut an ihren Armen ist trocken von der Kälte, ihr nackter Leib ist in eine fadenscheinige Decke gehüllt. Das Geräusch ebbt nicht ab.

Als Marguerite ihre Kerze an die Luke der Nachbarzelle führt, entdeckt sie eine Gestalt in einem Kleid aus grobem Wollstoff, die auf einer ramponierten Matte kniet. Die Finger der Gefangenen sind rot und aufgerissen vom Stein. Doch sie schlägt weiter ihre Faust gegen die Mauer, auch als Marguerite einen Blick aus den wässrigen Augen auffängt. Die Gefangene schaut sie gerade so lange an, dass

Marguerite die Blutgefäße bemerkt, die ein feines Netz um ihre blaue Iris bilden. Als sie der *Sœur officière* die Kerze zurückgibt, kann sie nicht mehr sagen, wer zuerst den Blick abgewendet hat – sie oder die Frau, die für ihre Schwester gearbeitet hat.

»Tun Sie das Nötige, damit diese arme Kreatur etwas zum Anziehen erhält«, weist Marguerite Schwester Elautin an. »Und verlegen Sie Menu in die *Maison de Correction*.«

Schwester Bailly bietet scheu ihren Arm an, und Marguerite ergreift ihn dieses Mal sofort. Zurück in ihrem Büro fügt sie der Liste der zukünftigen Passagiere der *Baleine* einen zweiten Namen hinzu.

*

Als Marguerite in die Salpêtrière kam, war das *Hôpital général* dreizehn, sie selbst achtzehn Jahre alt. Zum letzten Mal in ihrem Leben trug sie ein cyanblaues Kleid, an den Ärmeln Stickereien aus Silberfäden, die ihre Gelenke einengten wie Handschellen. Ihr Haar hatte noch die Farbe eines angebissenen Apfels. Marguerite hatte sich den Posten als *sous-officière* nicht ausgesucht, war aber entschlossen, nicht nach Hause zurückzukehren, nicht zu heiraten wie ihre Schwester.

Es war das Jahr 1669. Molière hatte endlich die Erlaubnis erhalten, sein Stück *Tartuffe* aufzuführen; der Comte de Grignan und Françoise-Marguerite de Sévigné waren in der Kirche Saint-Nicolas-des-Champs getraut worden; an einem milden Aprilmittag hatte Ludwig XIV. vor einer schweigenden Menge zwölf Bedürftigen die Füße geküsst. Am Tag, bevor Marguerite in der Salpêtrière anfang, sprach Lucie nur von Paris. Sie saß an ihrem Frisiertisch

und verstrich eine Mischung aus Eiern und Bleiweiß auf ihrem Gesicht, die tiefen Pockennarben glättend, die ihre helle Haut entstellten. Auf ihre Brust hatte sie bläuliche Venen gezeichnet, um blasser zu wirken.

Marguerite waren Theaterstücke und Hochzeiten egal. Bevor ihr Vater entschied, dass sie sich eines Tages in den Dienst des neuen Krankenhauses stellen würde, hätte sie auch den heilenden Kräften des Königs keine Aufmerksamkeit geschenkt. Aber nun, da sie kurz davorstand, in die Salpêtrière zu ziehen, hörte sie sich die Geschichte über die Bedürftigen interessiert an. Bald würde sie bei ihnen leben, sie pflegen. Während sie zuhörte, wie Lucie die königlichen Küsse beschrieb, stellte sie sich schwarze Zehen und fleckige Nägel vor, die vollen Lippen des Souveräns. »Mach dir keine Sorgen«, sagte Lucie. »Da, wo du hingehst, musst du niemanden küssen. Und ich bezweifle, dass du irgendetwas anfassen wirst.«

Es stellte sich heraus, dass ihre Schwester nur zur Hälfte recht hatte. Im *Hôpital général* wird nicht geküsst. Aber man berührt sich. Nach einundfünfzig Jahren in der Salpêtrière kann Marguerite nicht mehr sagen, wie viele kranke Hände sie in die ihren genommen hat.

Als sie ein Kind war, sprach ihr Vater oft über die Armen von Paris. Nach den Aufständen der *Fronde* erzählte er Geschichten von enteigneten Bauern, die aus den ländlichen Gegenden flohen und sich in Stadtvierteln sammelten, die so eng waren, dass Luft und Licht nur durch die Kamine eindringen. Er erwähnte das Viertel Chasse-Midi, in dem Jungen nachts Aas aus den Schlachthöfen stahlen. 1642 waren dreihundert Männer in den Straßen von Paris ermordet worden, und ihr Vater nannte diese Zahl

mit einer Faszination, als handelte es sich um Goldstücke. Auch nachdem der Cour des Miracles gesäubert worden war, beschrieb er ihr weiter den falschen Soldaten, der nach stundenlangem Betteln die Bandagen von seinem angeblich verletzten Bein abnahm. Ihr Vater sprach über ihn, als habe er ihn persönlich gekannt; unterhalb des Herrenhauses trug der Bach Knochen und Blätter Richtung Seine. Es dauerte Jahre, bis Marguerite begriff, dass ihr Vater vom Leben der Armen nichts verstand. Dass die Bedürftigen niemals Gesprächsthema bei den königlichen Ratssitzungen waren, nur Gespenster hinter den Vorhängen der Kutsche, die ihn nach Versailles brachte.

Marguerite war, was die Arbeit in der Salpêtrière betraf, nicht die erste Wahl des Vaters. Ein paar Jahre nach der Gründung des Krankenhauses auf Befehl des Königs dachte er daran, Lucie dorthin zu schicken. Die Idee hatte niemanden überrascht, nicht einmal Marguerite. Lucie war lebhaft und gescheit, sie legte eine Sturheit an den Tag, die die Leute für Geduld oder Entschlossenheit hielten. Ihr Vater war überzeugt, dass seine Älteste mit ihrem Einfallsreichtum und ihrem Wagemut aus dem Krankenhaus eine moderne Institution machen würde.

Er änderte seine Meinung an dem Tag, als der zukünftige Polizeichef um Lucies Hand anhielt. An einem milden Wintermorgen, als der orangefarbene Himmel den Schnee zum Schmelzen brachte, wandte er sich Marguerite zu. Seine Art, Vorschläge zu machen, ließ seine Gesprächspartner glauben, die Idee stamme von ihnen. Er erwähnte einmal mehr den Mann aus dem Cour des Miracles, der sich als verletzter Soldat ausgab, erklärte, dass Menschen wie er die Hilfe von Mädchen wie ihr bitter nötig hätten.

Marguerite weiß nicht, was sie für ein Mädchen ist. Aber sie weiß, dass sie mit neunundsechzig Jahren immer noch versucht zu beweisen, dass sie die erste Wahl hätte sein sollen.

*

Die *Sœurs officières* werden bald in den Speisesaal kommen und erfreut sein, von ihrer neuen Mission zu erfahren. Nach ihrer Besichtigung der *Grande Force* vor fünf Tagen hat Marguerite beschlossen, die Verantwortlichen der verschiedenen Häuser aufzufordern, eine Liste zu erstellen – eine Quelle der Inspiration, die ihr helfen soll, die neunzig Frauen auszuwählen, die nach Louisiana reisen werden. Sie dreht sich zum Fenster. Sie könnte mit geschlossenen Augen beschreiben, was auf der anderen Seite des Mazarin-Gebäudes und der Saint-Léon-Werkstatt liegt: die Saint-Louis-Kirche und dahinter ein Labyrinth aus Innenhöfen, Dutzenden Schlafsälen und Werkstätten, gefolgt von weiteren Straßen, die zu den Küchen, dem Waschhaus und der Krankenstation führen, und schließlich der größte Garten des Krankenhauses, das Marais. Marguerite sucht nach den schwarzweißen Uniformen der *Sœurs officières*, aber es ist bald Zeit zum Mittagessen, und die Menge zwischen der Porte des Champs und der Allée des Prêtres verdichtet sich. Die Lehrlinge der Kupferschmiede und Schlosser eilen in die Werkstätten ihrer Meister zurück. Zwischen den Marktständen sammeln Jungen Gemüseabfälle ein, die sie an die Schweine verfüttern werden, Messdiener werden von einem Priester zur Ordnung gerufen. Vier Schwestern, die mit der Überwachung der Essensverteilung beauftragt sind, eilen zum Gebäude der *Vieilles Femmes*. Marguerite

schnaubt. Sie sind zu spät dran für das Tischgebet. Sie stellt sich vor, wie sie die Treppe hocheilen, sieht die glasigen Augen, die sich auf sie richten, kennt die Stille zu Beginn des Gebets. Die Salpêtrière birgt für sie keine Geheimnisse mehr. Marguerite kennt besser als jede andere die Pflichten jeder Almosensammlerin, Nachtwächterin, jedes Stallburschen, jeder Baumeisterin, die durch die Höfe ihrer Stadt geht.

»Madame.«

Als sie sich umdreht, erhebt sich die Aufseherin der *Maison de Correction* bereits aus ihrer Verneigung. Schwester Suivit errötet ständig, und Marguerite weiß nie, ob Kälte, Wärme oder eine andere mysteriöse Empfindung der Grund dafür ist.

»Ich möchte mit Ihnen über die neue Bewohnerin sprechen. Geneviève Menu. Ich bezweifle, dass eine Frau wie sie Reue zeigen kann.«

Marguerite nimmt einen Schluck Wein. Vor ein paar Jahren noch hätte niemand gewagt, ihre Entscheidungen in Zweifel zu ziehen – sie verlegte die Gefangenen nach Belieben von einem Heim ins andere.

»Ich fürchte, ich bin nicht die Einzige, die so denkt«, fährt Schwester Suivit fort. »Ich denke, dass Menu wieder in Isolationshaft sollte.«

»In dem Fall wird es Sie freuen zu hören, dass sie nicht lange in Ihrem Haus bleiben wird.«

Die Aufseherin runzelt die Stirn, und Marguerite wird sich sogleich ihres Fehlers gewahr. Sie hat immer darauf geachtet, dem Personal nur das Allernötigste mitzuteilen. In ihrer Unwissenheit zweifeln die Truppen nur selten ihre Beschlüsse an. Draußen läuten die Kirchenglocken zur Sext,

drei Gouvernanten kommen flüsternd in den Speisesaal. Die *Sœur officière* der *Maison de Correction* schaut sie immer noch an, mit einem mitleidigen, wehmütigen Blick, mit dem man eine einst geliebte, nun stark mitgenommene Puppe bedenkt.

Zurück in ihren Räumen ist Marguerite alles andere als überrascht, einen Brief von Lucie auf ihrem Sekretär vorzufinden. Sie öffnet ihn nicht gleich, sondern geht zu dem Regal, in dem die Akten der Bewohnerinnen stehen. Die ältesten Dokumente sind inzwischen braun wie Eierschale, doch das Blatt Papier, das sie heraussucht, ist milchweiß. Oben auf der Seite stehen das Alter der Angeklagten zum Zeitpunkt ihrer Festsetzung (22), die Namen der Eltern (Jacques Menu & Françoise Boisseau), das Datum ihres Haftbeginns (12. Januar 1720), die Person, die den königlichen Haftbefehl angefordert hat (Lucie de Voyer de Paulmy d'Argenson). Und ganz unten, so klein geschrieben, dass Marguerite Schwierigkeiten hat, die verschlungenen Buchstaben zu entziffern: *Engelmacherin*.

Sie weiß, was sie tun sollte: die *Sœur officière* der *Grande Force* herbeirufen und ihr auftragen, Menu in ihre Zelle zurückzubringen. In der nächstgelegenen Nähstube stimmen die jungen Frauen die Lauretische Litanei an. Marguerite faltet den Brief ihrer Schwester auseinander. Lucie übertreibt immer. Mit zwölf schrie sie einmal, man wolle sie vergiften, als eine Dienerin ihr unglücklicherweise einen Schoppen mit vergorener Milch serviert hatte. Mit einundsiebzig ist sie fähig, eine lasterhafte Person als Mörderin zu bezeichnen.

In ihrem Brief erhebt Lucie die schlimmsten Anschuldigungen. Sie hat erfahren, dass Menu aus dem Gefängnis

entlassen wurde, und fordert, sie solle augenblicklich wieder in Einzelhaft kommen. Die Absätze sind mit rhetorischen Fragen und Ausrufen gespickt, die typisch für ihren Schreibstil sind. Marguerites Blick bleibt an dem letzten Satz hängen: »Hab Mitleid mit diesen Kindern, deren Mütter die Kunst barbarischer Morde beherrschen!« Aber Marguerite empfindet kein Mitleid. Sie ist wütend und enttäuscht – wütend auf Lucie, die sich immer einmischen muss, enttäuscht von Geneviève, deren Verbrechen die Vergeltung so schwierig gestalten, für die Louisiane die einzige Hoffnung bleibt, um dem Gefängnis zu entkommen. Sie sieht erneut den entschlossenen Blick der Gefangenen vor sich, zusammengekauert in ihrer Zelle.

Marguerite nimmt Menus Akte aus den Archiven der *Grande Force* und legt sie auf den Stapel, der den Bewohnerinnen der *Maison de Correction* vorbehalten ist. Ob Geneviève das Ungeheuer ist, das ihre Schwester beschreibt, ist kaum von Belang. Marguerite wird Lucie erklären, was diese vor Jahren hätte verstehen müssen – dass die Salpêtrière unter ihrer Aufsicht eine Engelmacherin in eine hingebungsvolle Mutter verwandeln kann.

*

Marguerite hat die Mission des Krankenhauses nie infrage gestellt. Nur einmal wurden Zweifel in ihr wach, vor elf Jahren, im Winter 1709. Als in dem Jahr eine Kältewelle über Frankreich hereinbrach, war niemand darauf vorbereitet. In den ersten Januartagen fegte ein eiskalter Wind über Paris hinweg. Die Baumstämme im Bois de Boulogne zerbarsten, Stückchen von gefrorener Rinde bedeckten die Wege. In nur zwei Nächten verwandelte sich die Seine in ein Eisbett.

Die Schlafsäle der Salpêtrière füllten sich rasch mit neuen Bewohnern. Täglich kam eine verzweifelte Menge an die Tore des Krankenhauses.

Ein Abend dieses endlos währenden Winters ist Marguerite besonders im Gedächtnis geblieben. Es war bereits Nacht, als sie zum Waisenhaus gerufen wurde. Sie erinnert sich an die Kälte, die, als sie hinaustrat, so heftig in ihren Körper fuhr, dass ihr schwindelig wurde. Marguerite hörte das Brüllen der Babys, roch den üblerregenden Geruch von schmutziger Wolle, lange bevor sie den Hauptschlafsaal erreicht hatte. Der halbe Raum lag im Dunkeln. Es fehlte an Kerzen, ein zurückhaltendes Feuer brannte in einem der zwei Kamine. Mehrere *Sœurs officières*, die als »Tanten« der Krippe bekannt waren, fütterten, wickelten und wiegten die Kinder. Die Gesichter der Kleinen in ihren Armen wirkten alt, der Blick der Frauen war hart. Marguerite fand die Verantwortliche des Waisenhauses erst nach ein paar Minuten.

Sie gab ihr ein Zeichen, ihr in den Flur zu folgen, der zur Dienstbotenstiege führte. Die Schwester wirkte so erschöpft, dass Marguerite versucht war, ihr einen Stuhl anzubieten, aber es gab keinen. Sie wollte eben vorschlagen, dass die Neugeborenen, die keine Wiege hatten, in die *Maison Saint-Louis* geschickt würden, um bei den älteren Waisenmädchen zu schlafen, als sie das Geräusch hörte. Es klang wie ein Kätzchen, ein Hundewelp, ein verletztes Wesen. Es war ein kleines Mädchen, nicht einmal ein Jahr alt.

Da die Schwester sich nicht rührte, nahm Marguerite das Kind auf den Arm. Sein Kopf wirkte riesig, das Baby war so mager, dass sie die hervorstechenden Schulterblätter

deutlich unter ihren Händen spürte. Sie hob den Kopf gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie die zuständige Schwester ohne einen Blick für das kleine Mädchen wieder in den Schlafsaal eilte. Marguerite sah die Kleine an – graublaue Augen, feines Haar, das sich im orangefarbenen Licht des Schlafsaals als rot herausstellen würde. Sie war verlassen worden, dann hatte man sie vergessen. Marguerite konnte nichts für die Menschen tun, die in den Straßen von Paris starben. Aber die Salpêtrière war nicht die Hauptstadt. In ihrer Stadt, da mochte die Seine zufrieren oder nicht, wurde sich um die Kleinsten gekümmert.

Am nächsten Tag kehrte sie ins Waisenhaus zurück, und am Tag danach auch. Durch das Hospital zu gehen, erinnerte sie an die Zeit, als sie zwanzig war und ihre Tage damit verbrachte, von einem Heim zum anderen zu laufen. Nun war sie achtundfünfzig und sagte sich, dass sie in die Krippe zurückkehrte, um sich zu versichern, dass es allen Kindern gut ging, und nicht nur einem einzigen Mädchen. Sie hatte als junge *Sœur officière* die schmerzhafteste Lektion gelernt, dass ihre Macht begrenzt war: Die Epileptikerin wäre am Ende ohnehin einem ihrer Anfälle erlegen, das dreizehnjährige Lustmädchen war immer schon zu schwach gewesen, um eine Geburt zu überstehen. Aber ihre Einrichtung, ihr Personal konnte Menschen retten.

Marguerite nahm die Kleine nie wieder auf den Arm. Wie jedes andere Kind konnte sie beim nächsten Besuch schon tot sein. Sie wurde Charlotte getauft, den Grund kannte Marguerite nicht. Man gab ihr den Nachnamen »Couturière«, Schneiderin, wegen des bestickten Taschentuchs, das sie am Tag ihrer Ankunft im Hospital in der Faust gehalten hatte. Marguerite sollte nie mehr über sie erfahren.

Es war nicht von Bedeutung. Die Salpêtrière war die Zukunft dieses Kindes, die einzige, die sie und die anderen Waisenmädchen je haben würden.

*

Im April verkünden ihr die *Sœurs officières*, dass ihre Listen fertig sind. Im Jardin des Pauvres tropft es zwischen zwei Regenschauern von den Pflanzen, die Knospen lassen in ihren geballten Fäusten Gelbes und Rotes erahnen. In der Woche zuvor hat sich eine staunende Menge in den vier Kapellen der Saint-Louis-Kirche zur großen Messe versammelt. Das Besuchszimmer leerte sich den ganzen Tag nicht. Vier Tage nach Ostern begibt sich Marguerite in die *Maison Saint-Louis*.

Sie weiß, dass sie Charlotte unter den vierzig im Schlafsaal aufgereihten Bewohnerinnen nicht finden wird. Die neue Aufseherin des Waisenhauses war informiert worden: Charlotte würde nicht nach Louisiane gehen, ihr Name durfte nicht auf der Liste auftauchen. »Sie kommen gerade von Saint-Claire zurück«, flüstert ihr nun Schwester Brandicourt begeistert zu. Sie verbringen dort den Vormittag bis zur Terz und lernen Nähen und Sticken. Sie kennen die Bibel. Die Klügsten können lesen und schreiben. Die Aufseherin spricht Marguerite weiter ins Ohr, als ob sie, die Superiorin, nicht den Stundenplan der Waisenmädchen erstellt hätte. »Wertvolle Fähigkeiten für unsere Kolonie«, schließt die junge Frau.

Marguerite wählt zufällig ein Mädchen aus. Sie fragt es, ob es bereit sei, nach Louisiane zu gehen, und obwohl seine Stimme nur ein Flüstern ist, bestätigt Schwester Brandicourts stolze Miene, was Marguerite hören will. Sie

tätschelt den Arm des Kindes. In der letzten Ratssitzung hat der Generaladvokat es noch einmal betont: Die Passagierinnen müssen sich, bis zu einem gewissen Grad, freiwillig melden. Wenn sie gewillt seien, die Reise anzutreten, fügte Maître Joly de Fleury hinzu, müssten sie nicht wie die letzten Frauen angekettet werden. Keine Schergen mehr, die bezahlt werden, um nachts Kinder und Vagabunden aus den Straßen der Hauptstadt zu verschleppen. Einen Monat zuvor rebellierten die Pariser, wütend über die Festnahmen, gegen die Mississippi-Räuber – es gibt Gerüchte, dass mehrere von ihnen von der aufgebrachten Menge getötet wurden.

Diese Vorstellung verfolgt Marguerite immer noch. Die Reaktion der Stadtbewohner legt nahe, dass sie auf die eine oder andere Art ahnen, was sie selbst fürchtet. Dass das Gold in den Flüssen von Louisiane vielleicht nichts anderes ist als die blendende Spiegelung der Sonne auf dem Wasser, dass die Wälder dieses gewaltigen, unwirtlichen Landes von Bestien überquellen, die einen mit Haut und Haaren auffressen.

Schwester Brandicourt begleitet sie hinaus, Marguerite hat ihre Pflicht getan. Ihre Ehemänner werden die Frauen beschützen. Sie wirft einen letzten Blick auf die Waisenkinder. Da eilt, mitten durch den Saal, Charlotte auf eine der versammelten Bewohnerinnen zu. Sie ist zierlich, selbst für ihr Alter. Ihre scharf gezeichneten, fast harten Züge werden eines Tages sanfter werden. Sie schiebt sich eine rote Haarsträhne hinter das Ohr, greift nach der Hand des blonden Mädchens, wischt sich die feuchten Augen. Als Marguerite sich bei Schwester Brandicourt erkundigt, wie es der kleinen Couturière gehe, erstirbt das Lächeln

der jungen Frau. »Sie hat sich heute Morgen geweigert zu singen«, sagt sie. »Sie war erschüttert, als sie erfuhr, dass ihr Name nicht auf der Liste steht.«

Auf dem Weg zur *Maison de Correction* gelingt es Marguerite nicht, das beklemmende Gefühl abzuschütteln, das ihr die Brust zuschnürt. Charlotte hat keine Ahnung, was sie in Mississippi erwartet. Ihre schöne Stimme wird ihr dort nichts nützen. Sie weiß nichts über Soldaten, die in Louisiane verhungern, von deren Verzweiflung auch Marguerite nicht einmal etwas ahnte, bis sie bei der letzten Sitzung des Krankenhausvorstands das sorgenvolle Geflüster zweier Mitglieder der Behörde überraschte. Auch wenn sie nicht viel über die Kolonie weiß, hegt sie keinen Zweifel daran, dass Charlotte in der Salpêtrière besser aufgehoben ist.

Im großen Saal der *Maison de Correction* sitzen die Bewohnerinnen konzentriert über ihren Wollspindeln. Alle haben bereits gesündigt, ihre Angehörigen haben sie in der Hoffnung internieren lassen, dass sie auf den rechten Weg zurückfinden. Die reichsten haben am anderen Ende des Gebäudes ein eigenes Zimmer. Die anderen leben hier, im Schlafsaal. Die Aprilsonne nagelt ihre Schatten an den Boden; wenn man hinunterschaut, kann man unmöglich sagen, wo die Frauen aufhören und wo ihr Spinnrad beginnt.

»Sie sind fast alle hier«, verkündet die Aufseherin.

Sie spricht laut, damit Marguerite sie durch den Lärm der Spinnräder hören kann, zeigt auf einige der Mädchen. Ein paar von ihnen schauen auf, als hätte man sie berührt. Während sie den Mittelgang entlanggehen, erklärt Schwester Suivit, dass sie eine Anfrage von der Familie einer

Bewohnerin erhalten habe, eine von den wohlhabendsten, die zurzeit in einem Einzelzimmer lebe.

»Sie heißt Pétronille Béranger. Ihre Mutter hat mir geschrieben, um mir mitzuteilen, dass sie bald nicht mehr in der Lage ist, das Pensionsgeld zu zahlen.«

In diesem Fall ist es vorbei mit den Privilegien – kein eigenes Bett, keine Kerzen, kein Holz mehr für den persönlichen Kamin.

»Man verlege sie hierher, zu den anderen«, antwortet Marguerite, die auf ihre Füße sieht, um nicht zu stolpern.

Schwester Suivit zögert.

»Das könnte schwierig werden«, merkt sie an. »Diese Frau ist anders. Ich befürchte, dass sie in den Schlafsälen nur schwer ihren Platz finden wird.«

Die Aufseherin schaut sie an, scheint auf ihre Reaktion zu warten. Aber Marguerite hat nichts hinzuzufügen. Sie blinzelt, betrachtet den leeren Stuhl und das stillstehende Spinnrad ganz hinten im Raum, fragt, ob jemand fehle.

»Menu hat die Erlaubnis erhalten, nach dem Abendessen in den Innenhof zu gehen«, antwortet Schwester Suivit.

»Ihr Betragen ist also zufriedenstellend.«

Die Aufseherin hebt den Kopf. Die Räder drehen sich schneller, lassen Lichtblitze über die Wände tanzen.

»Bis sie vor der Katechismusstunde heute verschwunden ist.«

»Ich würde sie gern sehen.«

Die Frau, die sie in der Zelle der *Maison de Correction* antrifft, ähnelt der, die sie im März in der *Grande Force* gesehen hat, kaum. Ihre Haut ist nicht mehr so fahl, eine hellbraune Locke lugt unter der Haube hervor, die vorher auf ihrem geschorenen Haupt saß. Durch die Luke fällt ein

Sonnenstrahl auf ihre hohen Wangenknochen und blauen Augen.

Die Gefangene beobachtet die Superiorin aufmerksam, als folge sie den Bewegungen eines wilden Tieres. Marguerite lehnt sich an die Mauer, klammert sich an ihren Gehstock.

»Wissen Sie, warum Sie im Erziehungsheim aufgenommen wurden?«

Geneviève antwortet nicht gleich. Sie sitzt im Stroh und schaut auf einen Winkel der Zelle, wo eine Schar schleimiger Ratten ihre rosa Näschen in den schlaffen Bauch ihrer Mutter bohren. Geneviève lässt sie nicht aus den Augen, als sie fragt: »Weil Lucie d'Argenson tot ist?«

Marguerite muss schwer schlucken. Niemand wagt es, den Titel der Marquise ihrer Schwester wegzulassen. Sie hört zu, wie die junge Frau erklärt, dass Lucie geschworen habe, dass Geneviève im Gefängnis verfaulen werde, solange sie selbst am Leben sei.

»Nein«, entgegnet Marguerite. »Aber vielen wäre es lieber, wenn Sie in der *Grande Force* eingesperrt wären. Wenn Sie sich erneut so aufführen wie heute, habe ich keine andere Wahl, als diese Entscheidung zu unterstützen.«

Im oberen Stockwerk singen die Mädchen zur Vesper. Geneviève schaut sie mit einem harten, kalten Blick an, sagt nichts. Marguerite umfasst ihren Gehstock fester. Sie hat gehofft, dass die Frau, für die sie sich einsetzt, die Mühe wert ist.

»Im Juni fährt ein Schiff nach Mississippi«, fügt sie hinzu.

Sie kann den Schlüssel nicht finden, den die Aufseherin ihr gezeigt hat.

»Wenn Sie sich noch ein paar Wochen lang gut betragen, bekommen Sie vielleicht die Gelegenheit, an Bord zu gehen.«

Für einen kurzen Augenblick wirkt Geneviève besänftigt, ihre Halsmuskeln entspannen sich unter der Haut. Als Marguerite sich anschickt, die Zelle zu verlassen, hört sie sie fragen:

»Sind nicht Sie es, die entscheidet?«

Sie klingt nicht böse, ihre Stimme erinnert Marguerite vielmehr an die ängstlicher Kinder, an Charlottes vor Jahren etwa – ihr ehrliches Interesse und immer wieder die gleiche Frage, bis sie eine zufriedenstellende Antwort erhielt.

»Wenn es nur so wäre«, sagt Marguerite, schon zum Gehen gewandt.

Bevor sie die Tür schließt, wirft sie einen letzten Blick zurück. Geneviève steht auf Zehenspitzen an der Luke, ihre Hände klammern sich an den Stein, ihr Gesicht ist ins Sonnenlicht getaucht.

*

Schwester Suivit bittet Marguerite nur noch einmal in die *Maison de Correction*. Aber dieses Mal treffen sie sich auf der anderen Seite des Gebäudes, wo die reichen Frauen wohnen – leicht gestörte Mädchen mit einem ungewöhnlichen oder unschicklichen Verhalten, die von ihren Verwandten eingeliefert wurden, um in einem goldenen Käfig zu genesen, zu beten und zu meditieren. Schwester Suivit lässt, was Pétronille Béranger betrifft, nicht locker. »Ihre Mutter gibt sich immer als große Dame der Gesellschaft«, sagt sie, »aber nach dem, was ich gehört habe, wird sie es nicht mehr lange bleiben.« Schwester Suivit senkt die Stimme. »Ihr Vater gibt

sich alle Mühe, das Vermögen der Familie am Spieltisch zu verprassen.« Marguerite folgt ihr ins Obergeschoss. Sie erinnert sich nun daran, was Schwester Suivit ihr erzählt hat, von einem Mädchen, das anders sei, von Eltern, die nicht in der Lage seien, das Pensionsgeld zu zahlen.

Auf den ersten Blick bemerkt sie an der jungen Frau nichts Ungewöhnliches. Ausgeprägte Schlüsselbeine höhlen ihre schmalen Schultern aus, ihre schwarzen, dünnen Augenbrauen bilden zwei perfekte Bögen über ihren grünen Augen. Aber als sie sich aufrichtet, sieht Marguerite, dass ihre rechte Wange vom Kieferknochen bis zum Mundwinkel mit einem weißen Geburtsmal bedeckt ist, bei dessen Anblick Marguerite den Impuls verspürt, daran zu rubbeln, bis nichts mehr davon übrig bleibt. Die Insassin sitzt am Kamin über ein Herbarium gebeugt.

»Was für schöne Farben«, bemerkt Schwester Suivit und deutet auf die getrockneten Blütenblätter. »Haben Sie es selbst zusammengestellt, Mademoiselle Béranger?«

Die Frau schaut die Aufseherin an, als starrte sie Flammen an. Sie wendet sich Marguerite zu, den Zeigefinger immer noch auf einer violetten Blume. Als sie spricht, tut sie es mit sicherer Stimme.

»Ich möchte nach Louisiane.«

Dem fügt sie nichts hinzu und beugt sich erneut über ihr Album, als wäre sie bereits allein.

»Wie ich Ihnen sagte«, erklärt die Aufseherin, als sie wieder im Gang stehen, »ich befürchte, dass sie sich nicht in die Gruppe einfügen wird. Mademoiselle Béranger sprach bei ihrer Ankunft kaum, aber ihr Verhalten hat sich deutlich verbessert.« Die Aufseherin lächelt Marguerite an. »Es ist das Beste, wenn sie nach Louisiane reist. Ist Diskretion

nicht einer der seltensten Vorzüge, den man sich von einer Angetrauten erhoffen kann?»

Marguerite ist sich nicht sicher, ob ihr der Begriff »Dis-
kretion« als erster in den Sinn käme, und sie bezweifelt,
dass Mademoiselle Bérangers Ehemann in Mississippi ihn
verwenden würde, um sie zu beschreiben.

»Wir setzen ihren Namen auf die Liste«, antwortet sie,
ohne Schwester Suivit anzusehen.

Sie geht allein, mit vorsichtigen Schritten durch den
Cour Mazarine. An der Saint-Léon-Werkstatt treten ein
Apotheker und seine Gehilfen beiseite, um eine Herde
Ziegen vorbeizulassen. Ehemalige Angestellte im Ruhe-
stand unterhalten sich murmelnd unter den Birken voller
Tauben, ihre mit Weißbrot gefüllten Körbe warten darauf,
zu ihrer Unterkunft, dem Quartier der *Reposantes*, gebracht
zu werden. In Wahrheit ist es Marguerite gleich, ob diese
Pétronille Béranger an Bord der *Baleine* geht. Alles, was
sie will, ist die Liste Maître Joly de Fleury auszuhändigen.
Sie hat genug davon, für das Schicksal dieser Frauen ver-
antwortlich zu sein.

*

In diesem Jahr kehrt der Frühling so plötzlich in Paris
ein, dass der Wechsel der Jahreszeiten verdächtig wirkt.
Zwischen den Steinen der Häuser trocknet das Moos, der
Weizenpreis sinkt, als die Bauern eine gute Ernte ankündi-
gen. Dem Amphitheater der Anatomie entweichen erneut
abstoßende Gerüche, und die Chirurgen beschwerten sich,
weil sie schneller arbeiten müssen. Die Helferinnen in den
Heimen zeigen sich wohlwollender und bieten den Be-
wohnerinnen durchscheinende Erdbeeren an.

Marguerite fällt es schwer, das milde Wetter zu genießen. Zwei Wochen zuvor hat Schwester Suivit ein letztes Mal gefordert, Geneviève möge in die *Grande Force* verlegt werden. Verschiedene Erzieherinnen beschrieben die Faszination, die manche Bewohnerinnen für die ehemalige Gefangene hegen. »Ein schlechter Einfluss«, betonte Schwester Suivit. Marguerite antwortete ihr, dass Menu bleibe, wo sie sei; es sei Aufgabe der Schwestern, in den Schlafsälen für Ruhe zu sorgen.

Jedes Mal, wenn jemand an ihre Bürotür klopft, erwartet Marguerite, Lucie hereinstürzen zu sehen, wütend und mit der Forderung, Geneviève in ihre Zelle zurückzuschicken. Aber es ist jedes Mal Schwester Bailly, gekommen, um zu reden: über einen betrunkenen Wärter, eine zu bestätigende Medikamentenlieferung, Bescheinigungen für die Schullehrer, die an der Salpêtrière ausgebildet wurden, eine fremdgehende Comtesse, die vor Kurzem in Sainte-Dorothee eingewiesen wurde.

Ihr persönlicher Garten ist der einzige Ort, an dem sie all das vergessen kann. Bald muss sie sich über Louisiane nicht mehr den Kopf zerbrechen – in drei Wochen wird sie den Mitgliedern der Behörde ihre Liste übergeben haben. Sie lehnt sich auf ihrer Bank zurück. Sie kann sich nicht einmal erinnern, wann sie sich das letzte Mal bei Sonnenuntergang hier ausgeruht hat.

Sie betrachtet das Geißblatt, dessen weiße und gelbe Blüten das Tor einhüllen, als der hölzerne Knauf sich bewegt. Nicht einmal Schwester Bailly traut sich nach der Vesper hierher. Marguerite streckt die Hand nach ihrem Gehstock aus, aber noch bevor sie ihn nehmen kann, steht eine schmale Gestalt in ihrem Garten. Die Haube

des Mädchens hängt ihr tief in die Stirn, aber Marguerite würde Charlottes kleine spitze Nase, ihr mit Sommersprossen übersätes Gesicht unter Tausenden erkennen.

»Was haben Sie hier zu suchen?«, fragt Marguerite.

Hinter dem Mädchen steht das Tor immer noch offen. Marguerite wagt sich kaum vorzustellen, was die Priester, die aus ihren eigenen Gärten kommen, denken würden, wenn sie das junge Mädchen in seinem Kleid aus Tirtaine-Stoff im Hof der Superiorin erblickten.

»Rasch, schließen Sie das Tor. Kommen Sie her.«

Charlotte tut wie geheißen, setzt sich ans andere Ende der Bank. Der Himmel über ihnen ist nun, im späten Frühling, so hell, dass er fast weiß erscheint. Charlottes Gesicht zeigt keinerlei Regung.

»Sie werden die Komplet verpassen«, sagt Marguerite.

Da das Kind nicht antwortet, fügt sie hinzu: »Ich werde nicht fragen, wie Sie hierhergefunden haben.«

Charlotte lächelt. Das Mädchen wirkt mit sich zufrieden, es freut sich, die Salpêtrière so gut zu kennen. Darauf sollte es nicht stolz sein, aber Marguerite auch nicht.

»Warum steht mein Name nicht auf der Liste?«

Die Gründe sind für Marguerite so offensichtlich, dass sie nicht gleich antwortet. Sie schaut zu, wie Charlotte ihre Beine baumeln lässt, während ihre Hände den Rand der Bank umklammern. Die zarten Brüste, die man unter ihrem Kleid erahnt, wirken zu den kindlichen Schultern unpassend. Bevor Marguerite etwas sagen kann, ergreift sie wieder das Wort.

»Mademoiselle Janson, meine Freundin, wurde ausgewählt.«

Charlottes Beine baumeln schneller.